

Literatur über das „Außenland“ des Großjapanischen Kaiserreiches am Beispiel von Atsushi Nakajima

Stefan Wundt

Die Tigerjagd

I.

Das hier ist die Geschichte einer Tigerjagd, doch es handelt sich um eine echte in Korea, nur etwa achtzig Kilometer von Keijo (Seoul) entfernt in den Bergen, und so lustig geht es da nicht zu wie in Daudets Roman „Die wundersamen Abenteuer des Tartarin von Tarascon“. Wenn man heutzutage sagte, es gäbe dort Tiger, würde man ausgelacht. Doch vor ungefähr zwanzig Jahren, das kann man mit ziemlicher Sicherheit sagen, wurden beim Keika Tor im Nordosten von Keijo öfters Rinder und Pferde der Hirayama Weide nachts angefallen. Es gäbe dort auch Schakale, auf jeden Fall wäre es gefährlich, in der Nacht draußen vor dem Tor allein zu sein. Damals ereignete sich folgendes: Ein Schutzmann saß eines Abends ganz allein am Schreibtisch in seiner Polizeiwache, als mit schrecklichem Lärm an der Türscheibe gekratzt wurde. Als er verwundert seinen Blick erhob, war er ganz entsetzt: Ein Tiger ! Nein, sogar zwei Tiger ! Sie standen auf ihren Hinterbeinen und kratzten mit den Tatzen der Vorderbeine ununterbrochen an der Glasscheibe. Das Gesicht des Schutzmanns wurde leichenblass, die Tür hatte er nur mit einem Holzbalken versperrt, deshalb stellte er alles Mögliche, Tische und Stühle, vor die Innenseite der Tür, damit verbarrikadierte er den Eingang, zog sein Langschwert und ging in Verteidigungsstellung, ihm kam schon vor, sein Leben ausgehaucht zu haben, er bibberte am ganzen Körper. Etwa eine Stunde lang stellten die Tiger seinen Mut auf die Probe, doch dann verschwanden sie.

Ich las das im „Keijoter Tagesblatt“ und fand das unglaublich komisch. Gewöhnlich spielten sich Schutzleute in Korea ganz ekelhaft auf, damals konnten sie das noch. Doch wie der da vollkommen aus der Fassung geriet, und ich daran dachte, wie er mit Tischen, Stühlen und allerlei anderem Gerümpel wie beim Großputz die Tür versperrte, lachte ich mich als kleiner Junge darüber kaputt. Irgendwie kamen mir die zwei Tiger nicht wie echte Tiger vor, wie der verängstigte Schutzmann hatten die Tiger auch Schwerter, trugen Stiefel, strichen sich den Schnurrbart und brüllten. Ich stellte mir da spielende Tiger aus irgendeinem Märchenland vor

II.

Vor der Tigerjagd sollte ich vielleicht erst mal über meinen Freund Cho Daikan erzählen. Schon an seinem Namen erkennt man, dass er ein Halbinsulaner ist. Seine Mutter soll vom Innenland sein. Vielleicht hat er mir das einmal im Vertrauen erzählt, ich kann mir das aber auch nur einfach eingebildet oder als selbstverständlich vorausgesetzt haben. Obwohl ich so gut mit ihm befreundet war, habe ich seine Mutter kein einziges Mal gesehen. Tatsache war jedoch, dass er fließend Japanisch sprach. Er las japanische Literatur und wusste sogar Wörter aus der Zeit vor der Edo Ära, von denen die japanischen Kinder in der Kolonie keine Ahnung hatten. Auf den ersten Blick konnte kein Mensch erkennen, dass er von der Halbinsel abstammte. Cho und ich waren seit der fünften Klasse der Grundschule miteinander befreundet. In der zweiten Hälfte der fünften Klasse kam ich vom Innenland an die Rozan Grundschule. Leute, die wegen des Berufs ihres Vaters die Schule wechseln mussten, wissen, dass besonders am Anfang ein Schulwechsel immer sehr schwer ist. Andere Gewohnheiten, andere Regeln, eine andere Aussprache, eine andere Leseweise der Schulbücher. Und dann gibt es viele böartige Blicke, mit denen die Mitschüler den Neuen ohne besonderen Grund mobben wollen. Wenn man bei allem, was man macht, ausgelacht wird, wird man ängstlich und fühlt sich verfolgt. Nach meiner Umschulung an die Rozan Grundschule waren

einige Tage vergangen. Wir hatten gerade Leseunterricht. Als wir gerade „Takanori Kojima“ behandelten, und als ich bei der Zeile „an einem Kirschbaum geschrieben“ dran war, brachen alle in tosendes Gelächter aus. Jedenfalls, wenn ich mich mit rotem Gesicht bemühte, besser zu lesen, wurde ich noch mehr verbessert und alle bogen sich vor Lachen. Sogar beim Lehrer zeigte sich zum Schluss ein schwaches Lächeln auf seinen Lippen. Mir war ganz ekelhaft zu Mute. Als die Stunde beendet war, stürzte ich aus dem Klassenzimmer, ich hatte noch keinen einzigen Freund, stand in einer Ecke des Sportplatzes, mir war zum Weinen, und ich blickte niedergeschlagen zum Himmel. Ich kann mich noch daran erinnern, an jenem Tag wirbelte ganz wild eine dunkle Wolke Sandstaub durch die Luft. Die Sonne leuchtete mit gelblichem Licht matt wie der Mond hinter der trüben Sandwolke hervor. Später erfuhr ich, dass es von Korea bis zur Manschurei einmal im Jahr so einen Tag gab. Wenn in der Wüste Gobi in der Mongolei ein starker Wind weht, verbreitet sich ein Sandsturm bis in weiteste Ferne. An dem Tag habe ich mit Entsetzen ein solches Unwetter erlebt. Ich beobachtete, wie die Wipfel der riesigen Pappeln am Rande des Sportplatzes in dem weißen Nebel verschwanden, und ich Schleim ausspie, weil sich in meinem Mund der rieselnde Sand angesammelt hatte. Plötzlich hörte ich neben mir ein seltsam verkrampftes, aber geringschätziges Gelächter, und jemand sagte: „Du, sag mal ! Fühlst du dich eigentlich nicht von dir selbst angeekelt, denn du spuckst so richtig unanständig deinen Schleim aus ? “ Ich blickte mich um, da stand ein relativ großer, dünner, schlitzäugiger Junge mit einer Stupsnase, sein Lachen klang eher spöttisch als böse. Als ich im Unterricht die Stelle „Der Himmel wird den Kaiser nicht im Stich lassen“ gelesen hatte, versuchte ich meine Beschämtheit zu unterdrücken, und um meine unerträgliche Einsamkeit zu zerstreuen, spuckte ich noch mehr, mehr als sich eigentlich gehörte. Als mir der Junge das verständlich gemacht hatte, verdoppelten und verdreifachten sich meine peinlichen Gefühle, doch äußerten sie sich in einem Wutausbruch, ich ging auf den Jungen los und sprang ihn heulend an, ohne zu überlegen, ob ich

gegenüber ihm überhaupt eine Chance hätte. Ehrlich gesagt, mir war das eigentlich egal. Ich war sowieso klein und schwächlich und hatte bei einer Rauferei bis jetzt noch nie gewonnen. Ich dachte, ich würde sowieso verlieren und sprang mit halb verweintem Gesicht auf ihn los. Erstaunlicherweise jedoch, ich war ganz sicher, schwer verprügelt zu werden, und doch, als ich meinen Gegner mit geschlossenen Augen angriff, erwies er sich entgegen aller Erwartungen als ziemlich schwächlich. Im Sandkasten für Geräteturnen waren wir gegeneinander angetreten, wir fielen zu Boden, raufte eine Weile, bis ich ihn ohne besondere Mühe zu Boden drücken konnte. Ich wunderte mich über so einen Kampfausgang, hatte aber innerlich keine Ruhe, dass ich wie verrückt immer noch die Augen geschlossen sein Mantelrevers mit leichten Schlägen bearbeitete. Aber bald merkte ich, dass er keinen Widerstand leistete, und als ich meine Augen aufmachte, sah ich, dass er unter meinen Händen mit seinen Schlitzaugen weder ernst oder lachend, aber mit listigem Gesichtsausdruck zu mir aufblickte. Ich war irgendwie beleidigt und ließ von ihm ab, stand auf und entfernte mich. Er erhob sich dann auch, klopfte aus seinem Schafswollmantel den Sand, da kamen die anderen Jungen mit lautem Geschrei herbeigelaufen. Er schaute sich nicht nach mir um, ihm war unheimlich zu Mute, und er verdrehte nur seine Augen. Ich dagegen fühlte mich niedergeschlagen und ging mit gemischten Gefühlen ins Klassenzimmer zurück.

Einige Tage danach gingen der Junge und ich auf dem gleichen Weg nach Hause. Er sagte mir da, dass er Cho Daikan hieße. Als ich seinen Namen gehört hatte, begann ich ihn sofort auszufragen, ohne viel zu überlegen. Obwohl ich nun einmal auf der Halbinsel war, wäre ich nie auf den Gedanken gekommen, in die gleiche Klasse wie die anderen Halbinselkinder zu gehen. Man konnte ihm sogar ganz klar ansehen, dass er nicht die geringste Ähnlichkeit mit den Halbinselbewohnern hatte. Ich fragte ihn x mal, aber als er ganz stur darauf bestand, Cho zu heißen, ahnte ich, dass ich ihn mit meinen aufdringlichen Fragen verletzt hatte. Irgendwie hatte ich das Gefühl, mich da wie ein altkluges Kind benommen zu haben. Ich war vorsichtig und gab mir

Mühe, wenn wir zusammen spielten, ihm das Bewusstsein zu geben, kein Außenländer zu sein. Ich begriff aber bald, dass meine Bemühungen vergeblich waren, denn Cho selbst schien sich daraus überhaupt nichts zu machen. Ich dachte, er sei bereits selbst so weit, sich nicht im Geringsten darum zu kümmern. Er hatte mir ja selbst seinen Namen gesagt. Später begriff ich aber, dass ich ihn da vollkommen missverstanden habe. Cho war tatsächlich in diesem Punkt sogar eher überempfindlich. Nicht dass es ihn so sehr störte, ein Halbinselbewohner zu sein, sondern dass seine Freunde das wussten, Rücksicht auf ihn nahmen und eher aus Mitleid mit ihm spielten. Immer wieder musste er feststellen, dass die Bemühungen der Lehrer und auch unsere, ihm das nicht fühlen zu lassen, kein Trost, sondern eher eine große, unnötige Belastung waren. Äußerlich tat er so, als ob ihm das nicht das Geringste ausmachte, aber innerlich machte ihm das schwer zu schaffen. Ich konnte erst viel später begreifen, warum er immer in aller Deutlichkeit und ganz offen seinen Namen sagte.

Jedenfalls wurden wir Freunde. Wir gingen zusammen zur Grundschule, kamen dann in die Keijo Mittelschule, und machten uns jeden Morgen zusammen von Rozan auf den Weg.

III.

Am Ende der Grundschule hatte er sich in ein Mädchen in unserer Klasse verliebt, und das war er auch noch am Anfang der Mittelschule. Das wusste ich. In der Grundschule waren wir in einer gemischten Klasse, dieses Mädchen war die stellvertretende Klassensprecherin (der Klassensprecher war immer ein Junge). Sie war hochgewachsen, hatte eine gesunde Gesichtsfarbe, volles, langes Haar und große Augen. Sie war wirklich ein hübsches Mädchen. Manche in unserer Klasse verglichen sie mit Kashos Illustrationen in Mädchenzeitschriften. Cho liebte sie schon in der Grundschule. Später fuhr sie auch von Rozan nach Keijo und ging dort in eine Mädchenschule, auf der Hin- und Rückfahrt begegneten wir ihr öfters in der Bahn, dass sich Cho in sie

immer mehr verliebte, und eines Tages gestand mir Cho ganz ehrlich seine Gefühle zu ihr, wollte aber nicht, dass sie es merkte, denn es bestand kein Zweifel, dass er in seinem Liebeskummer auch über den Unterschied zwischen Halbinselbewohnern und Innenländern in tiefste Trübsal versank. Ich kann mich daran noch gut erinnern. An einem Wintermorgen, als wir am Südtor umsteigen mussten, kam sie einfach auf uns zu, blickte uns in die Augen und grüßte, Cho konnte das überhaupt nicht fassen, so verduzt war er, und seine Nasenspitze lief vor Kälte rot an. Ein anderes Mal waren wir beide mit dem Mädchen in der gleichen Bahn. Als wir vor dem Platz, wo das Mädchen saß, standen, erhob sich einer, der neben ihr gesessen hatte. Da rückte sie weiter und wollte, dass Cho sich neben sie setzen sollte. (Vielleicht meinte sie aber mich.) Cho geriet in größte Verlegenheit, war aber gleichzeitig hochofrenut..... Man könnte sich wirklich fragen, warum ich mich noch an so belanglose Einzelheiten erinnern kann. Ja wirklich, aber mir war dieses Mädchen auch nicht gleichgültig, im Gegenteil. So dauerte unsere unglückliche Verliebtheit Tage, und Monate. Auf unseren Gesichtern sprossen Pickel und verschwanden dann wieder. Als sich uns dann nacheinander andere Rätsel des Lebens stellten, kam sie uns wieder aus dem Sinn, was im Leben eine ganz gewöhnliche Tatsache ist. Da es so vieles gab, was so reich an unergründlichem Zauber erfüllt war, erschien uns, als wären unsere Augen von diesem unermesslichen Reichtum wie geblendet. Dazu gehört auch die Tigerjagd, zu der wir mit Chos Vater und anderen Erwachsenen gingen. Aber darauf will ich erst später eingehen, weil sonst die Reihenfolge der Geschichte durcheinanderkommt. Zunächst möchte ich noch ein bisschen bei meinem Freund Cho verweilen, weil ich mich da noch an einiges erinnere, was man unbedingt erzählen sollte.

IV.

Ihn beschäftigten die merkwürdigsten Dinge, nur die Schule interessierte ihn nicht im geringsten. In der Kendo- Stunde war er meistens krank, hielt sich im Hintergrund und schaute einfach nur zu, wie wir kraftvoll die Schwerter

schwangen, in seinen schmalen Augen zeigte sich dann höchstens ein spöttisches Lächeln. Als wieder einmal nach der vierten Stunde der Kendo-Unterricht beendet war, ich hatte noch nicht meinen Kopfschutz abgenommen, kam er auf mich zu und sagte, er hätte sich gestern in der Mitsukoshi- Galerie Tropenfische angesehen. Ganz aufgeregt erzählte er von ihrer exotischen Schönheit, und ich solle die mir auch unbedingt ansehen, er ginge dann noch einmal mit. Gleich darauf gingen wir zur Hauptstraße ins Mitsukoshi. Wahrscheinlich war das eine der ersten Ausstellungen von Tropenfischen in Japan überhaupt. Dort im zweiten Stock standen an der Fensterseite viele Wasserbehälter, deshalb war der Ausstellungsraum in bläulich hellem Dämmerlicht und wirkte wie ein Aquarium. Cho führte mich zu einem Wasserbehälter, der im Zentrum der einen Fensterseite stand. Im blauen, durchsichtigen Wasser spiegelte sich der Himmel. Zwischen ein paar Wasserpflanzen schwammen ganz ruhig und still zwei ganz dünne, platte Fische. Sie wirkten so schön wie schmale Seidenfächer. Es war, als ob man Schollen aufgerichtet und schwimmen lassen hätte. Außerdem sahen die Flossen, die fast so groß wie ihre Körper waren, ganz prachtvoll aus. Bei jeder Bewegung änderte sich ihre Farbe. Auf dem hellgrauen, schillernden Rumpf waren rötliche, violette, dicke Streifen wie auf einer bunten Krawatte. So zogen sie leuchtend durch das Wasser.

„Na, wie findest du das?“, sagte Cho triumphierend, als ich mir das ganze aufmerksam betrachtete.

Die wegen des dicken Glases grünlich aussehenden Blasen wirkten wie eine nach oben steigende Parade. Unten war weißer Sand. Dort hatte man überall Seegras angepflanzt. Darüber schwammen rhombusförmige Fische, die ihre prächtigen Schwanzflossen majestätisch bewegten. Aber mir kam Chos Begeisterung irgendwie zu übertrieben vor. Ich wusste schon vorher, dass er eine große Vorliebe für exotische Schönheit hegte, und ich durchschaute sehr wohl, dass seine gekünstelte Begeisterung dieses Mal etwas zu weit ging, deshalb wollte ich ihm seine Wichtigtuerei ein bisschen verpatzen. Wir

verließen das Mitsukoshi, und als wir wieder auf der Hauptstraße waren, sagte ich absichtlich ein bisschen kühl: „Na ja, das ist ja alles ganz nett, aber japanische Zierkarpfen sind mindestens genauso schön.“

Darauf reagierte er sofort. Er presste erbost seine Lippen zusammen und warf mir einen erzürnten Blick zu. Sein Gesicht war voll von Pickelnarben, er hatte wie üblich Schlitzaugen, seine Nasenflügel waren angeschwollen, und auch seine Lippen sahen dicker aus als sonst. Er wollte mich verspotten, weil mir der feine Sinn für Kunst fehlte. Seine racheerfüllten Blicke sollten meine Börsartigkeit und meinen Zynismus strafen. Daran erinnere mich noch gut. Er sprach mit mir eine Woche lang dann kein einziges Wort mehr.

V.

Vielleicht gab es in unserer Freundschaft noch viel Wichtigeres. Ich erinnere mich seltsamerweise jedoch nur noch an manche Kleinigkeiten genauer, andere Sachen habe ich aber schon ganz vergessen. Wahrscheinlich funktioniert nun mal so das menschliche Gedächtnis. Ich erinnere mich z.B. noch sehr gut an eine Manöverübung in der dritten Klasse, die an einem Winterabend stattfand.

Es war Ende November, und es blies ein kalter Wind. Die Schüler der dritten Klasse und darüber exerzierten am Südufer des Han-Flusses im Kanonenschießen. Ich war als Späher ausgeschiedt worden und von einem niedrigen Hügel mit spärlich bewachsenem Wald sah ich eine weite, weiße Sandebene in dessen Mitte der winterliche Fluss mit seinem eiskalten Wasser und seiner Farbe eher wie ein scharfes Messer aussah. Und weit, hoch am Himmel war wie immer der Hokkazan-Berg, der sich mit seinem herabgefallenen, blauvioletten Geröll in den Himmel hineinragte. Inmitten einer solchen öden Winterlandschaft rannten wir den ganzen Tag herum, den Ledergeruch des Tornisters, den Ölgeruch des Gewehrs und den Schießpulvergeruch schnuppernd.

Am Abend schlugen wir am Ufer des Han-Flusses in der Flussebene bei

der Stadt Roryoshin unsere Zelte auf. Unsere müden Beine nach uns ziehend, mit dem Gewehr, dessen Gewicht schwer auf unseren Schultern lastete, stolperten wir über den unwegsamen, knirschenden Sand der Flussebene. Wir kamen bei unserem Lagerplatz etwa um vier Uhr an. Als wir endlich begannen unsere Zelte aufzuschlagen, bewölkte sich auf einmal der klare Himmel und es prasselte ein heftiger Hagel mit ziemlich dicken Körnern herab. Ja wirklich, riesengroß waren die. Wir ertrugen die Schmerzen, die Zelte waren noch nicht aufgebaut und lagen nur im Sand da. Ohne die geringste Rücksicht auf andere krochen wir einfach darunter. Wenn ein Hagelkorn auf eine Stelle des Zeltstoffes in die Nähe des Ohres klatschte, klang das recht beänstigend. Als der Hagel sich nach zehn Minuten etwas beruhigt hatte, streckten wir unter dem Zelt die Köpfe hervor, unter einem Zelt waren ungefähr sieben oder acht Schulkameraden. Wir schauten uns an und lachten auf einmal. Ich merkte, dass Cho Daikan auch dabei war. Er lachte nicht, war schreckensbleich und blickte nach unten. Daneben stand N aus der fünften Klasse, der machte ein finsternes Gesicht und schimpfte Cho aus. Angeblich solle Cho ihn unter dem Zelt mit seinem Ellbogen gestoßen und dessen Brille heruntergeschlagen haben. Die Schüler der oberen Klassen benahmen sich oft ganz ekelhaft. Sie spielten sich immer maßlos auf. Man musste sie nicht nur auf der Straße ehrfürchtig grüßen, sondern ihnen auch bei der geringsten Kleinigkeit ohne einen Muckser Gerhorsam leisten. Cho würde sich brav entschuldigen, dachte ich. Doch irgendwie, vielleicht weil wir dabei waren und alles sahen, brachte er das nicht fertig. Er stand verstockt da und schwieg. N schaute ihn verächtlich und hasserfüllt an, ein kurzer Blick von ihm streifte uns, dann schwankte er nach hinten und verschwand.

Ehrlich gesagt, das war nicht das einzige Mal, Cho hatte schon früher bei Schülern der oberen Klassen einen schlechten Ruf. Erst einmal begrüßte er sie nicht ehrfürchtig genug, Cho war kurzsichtig, hatte aber keine Brille, und das wurde ihm oft zum Verhängnis. Außerdem war er für sein Alter wirklich zu frühreif, so hatte er für das eingebildete Getue seiner älteren Mitschüler nicht

einmal ein mitleidiges Lächeln übrig. Außerdem las er mit Hingabe die Werke von Kafu Nagai, deshalb hielten ihn die älteren Schüler für einen Weichling und fühlten sich von ihm angewidert. Cho erzählte, er wurde schon zweimal mit den Worten bedroht: „Du bist unverschämt ! Und wenn du dich nicht bald änderst, machen wir dich fertig ! ” Ein paar Tage vor dieser militärischen Übung wurde er tatsächlich zu dem Palast des letzten koreanischen Königs Li gezerrt, der hinter der Schule lag, und sollte eine so richtig schöne Tracht Prügel bekommen. Er hatte aber Glück und ihm blieb das erspart, weil zufällig ein Lehrer vorbeikam. Cho erzählte mir das mit seinem üblichen, geringschätzigen Lächeln, aber dann wurde er auf einmal ernst. Vor Schlägen, sagte er, hätte er keine Angst, das sei für ihn nicht so schlimm, aber schon beim Anblick dieser gemeinen Kerle zitterte er. Wie von selbst schlotterte er da am ganzen Körper. Ihm war das ein Rätsel, über das er sich ernsthaft den Kopf zerbrach und auch mich um Rat fragte. Meistens lachte er jedoch, als wolle er sich über andere lustig machen, oder er benahm sich unauffällig, damit er nicht weiter beachtet wurde. Eigentlich mehr zufällig erkannte man, was er wirklich meinte. Aber dann machte er meistens ein Gesicht, als ob er bereute, was er gerade gesagt hatte und setzte wieder eine kühle Miene auf.

Mit den Schülern der Oberstufe gab es schon früher ähnliche Schwierigkeiten, deshalb entschuldigte er sich nicht, wie es sich gehörte. Als an jenem Abend die Zelte aufgeschlagen waren, machte er ein ängstliches und verkrampftes Gesicht. Nachdem etwa zehn Zelte am Ufer standen und man darin Stroh ausgebreitet hatte, machte man im Zelt Feuer. Um darin zu sitzen, war es zu verräuchert und zu verqualmt, weil das Brennholz noch nicht richtig Feuer gefangen hatte. Der Rauch verzog sich allmählich, und es gab steinharte Reisbälle zu essen, die seit dem Morgen im Tornister gewesen waren. Nachdem draußen alle zum Appell angetreten waren, durften sie wieder ins Zelt zurück und sich auf dem ausgebreiteten Stroh ausruhen. Vor dem Zelt musste man abwechselnd eine Stunde lang Wache schieben, ich war morgens von vier bis fünf Uhr dran, deshalb konnte ich bis dahin in Ruhe schlafen. In

meinem Zelt waren noch weitere fünf Drittklässler (Cho war auch dabei). Außerdem waren noch zwei Viertklässler da als Aufpasser. Alle konnten erst einmal nicht einschlafen. In der Mitte war ein in den Sand gegrabener schnell zusammengebastelter Herd, um den alle mit vom Feuer geröteten Gesichtern herumlungerten. Von draußen und von unten drang eine fröstelnde Kälte herein, wir richteten die Kragen unserer Jacken und Mäntel hoch, zogen dann unsere Nacken ein und schwelgten in ganz sinnlosem Geschwätz, wie die Geschichte von einem Viertklässler, der ewig Major geblieben war und von seinem Pferd gestürzt war. Auch das Eindringen in den Garten eines Bauernhauses, der Streit mit den Bewohnern, oder die Erzählung von Kundschaftern, die in ihren Taschen Whiskyflaschen versteckt hatten, die sie während ihres Auftrags heruntergekippt und danach einen blödsinnigen Bericht erstattet hatten, waren alles unbedeutende Belanglosigkeiten, die ganz entsetzlich vor Eigenlob stanken. Ohne es zu merken, führte unsere Unterhaltung zu ganz kindischen und harmlosen Witzeleien. Na ja, die Viertklässler waren auch nur ein Jahr älter als wir und konnten uns keine anspruchsvollere Unterhaltung bieten. Unsere Augen glänzten vor Begeisterung. Ob das nun eigene Erfahrungen oder Phantasieprodukte waren, konnten selbst wir nicht mehr unterscheiden und schon bei ganz blödsinnigen Kleinkram brachen wir lauthals in Freudenrufe aus. Nur Cho Daikan langweilte sich und schwieg. Nicht dass Cho für diese Art von Geschichten kein Interesse gehabt hätte, nur unser begeistertes Gelächter über die nicht besonders großartigen Witze über unsere Senioren hielt er für „unterwürfige Schmeichelei“. Und davon fühlte er sich abgestoßen.

Die Gespräche erschöpften sich allmählich, gegen Mitternacht wurden wir schläfrig. Um uns vor der Kälte zu schützen, lagen wir auf dem Stroh und klebten fast mit unseren Körpern aneinander. Ich hatte mich auch hingelegt, trug drei Wollhemden, darüber eine Jacke, einen Überzieher und einen Mantel. Und trotzdem zitterte ich vor Kälte, die gnadenlos durch unsere Kleider drang. Doch nach einigen Stunden war ich doch allmählich in dünnen Schlaf

gesunken. Auf einmal glaubte ich laute Stimmen zu hören, wahrscheinlich hatte ich zwei, drei Stunden geschlafen. Sofort dachte ich, es wäre etwas Schlimmes passiert, ich spitzte meine Ohren, wieder erschallte außerhalb des Zeltes eine schrille Stimme. Es schien die Stimme von Cho Daikan zu sein. Ich war zu Tode erschrocken und suchte Cho, am Abend war er noch neben mir gelegen, doch er war nicht mehr da. Wahrscheinlich war er mit der Wache dran und war aus dem Zelt gegangen. Aber was sollten diese seltsamen bedrohlichen Stimmen? Da, auf einmal, konnte ich, nur durch die Zeltplane getrennt, ganz deutlich seine vor Angst zitternde Stimme hören.

„Ich finde das nicht so schlimm!“

„Was? Du findest das nicht so schlimm?“, ich hörte eine andere tiefe Stimme.

„Du bist ganz schön frech! Du Dreckskerl!“

Zugleich hörte man das Klatschen einer Ohrfeige. Danach war einem, als ob ein Gewehr auf den Sand fiel und dann hörte man einige Male das Geräusch, als ob man einem in den Leib stieß. Mir war sofort alles klar. Ich hatte die schlimmsten Ahnungen. Cho war schon gleich von Anfang an unbeliebt, dann war da auch das am Mittag gewesen, und das war nun ein guter Grund, mit ihm heute Nacht abzurechnen. Ich hatte das schon an diesem Abend geahnt. Ja, und jetzt war es so weit. Ich richtete mich im Zelt auf, ich wusste auch nicht recht, was ich machen sollte, und mit klopfendem Herzen und ohne die geringste Bewegung beobachtete ich, was los war. (Die anderen Klassenkameraden schliefen tief). Nachdem die zwei oder drei wieder weg waren, trat tiefste Stille ein. Ich zog mir noch etwas über und ging aus dem Zelt. Unerwartet leuchtete draußen der Vollmond. Etwa fünf Meter vom Zelt entfernt auf dem vom Mond beleuchteten, strahlend weißen Sandstrand kauerte einsam und verlassen wie ein kleiner schwarzer Hund ein Junge mit starrem, nach unten gerichteten Blick und bewegte sich nicht. Das Gewehr war daneben in den Sand gefallen und der Gewehrlauf glitzerte im Mondlicht. Ich ging auf ihn zu und fragte: „War das N.“ N. aus der fünften Klasse hatte am Mittag

mit ihm Streit gehabt. Nach einer Weile schrie er auf, warf sich in den kalten Sand, seine Schultern zitterten und er fing an, wie ein kleines Kind zu weinen. Ich war außer mir. Die Wachposten eines zehn Meter entfernten Zelteltes sahen das. Aber Chos unerwarteter, aber doch schlicht und aufrichtiger Tränenausbruch berührte mich tief. Ich wollte ihm aufhelfen, aber er kam nicht hoch. Als ich es endlich doch geschafft hatte, schleppte ich ihn, damit die Wachposten ihn nicht sahen, ans Flussufer. Der Mond um den 18. und 19. sah aus wie ein Rugbyball und leuchtete hell und klar am kalten Himmel. Auf dem weißen Sand standen die dreieckigen Zelte nebeneinander. Außerhalb der Zelte standen immer ungefähr sieben oder acht Bajonette. Der Atem der Wächter war weiß, ihnen war kalt, sie standen da und stützten sich auf ihre Gewehrkolben. Wir entfernten uns von den Zelten und gingen auf den Hauptstrom des Han-Flusses zu, und ehe ich mich versah, hatte ich schon eine ganze Weile Chos Gewehr geschleppt (das er in den Sand weggeworfen hatte.) Ich merkte das zuerst gar nicht. Cho ging Handschuhe tragend mit nach unten baumelnden Händen und gesenktem Blick weiter. Dann aber sprach er es aus. Er weinte noch, manchmal von seinem Schluchzen unterbrochen sprach er, als wolle er mir Vorwürfe machen.

„Stark und schwach, was ist das eigentlich?“

Seine Worte waren so einfach, trotzdem verstand ich nicht, was er damit sagen wollte, vom Klang seiner Stimme fühlte ich mich jedoch ergriffen. Es war, als hätte er alles, was eigentlich für ihn typisch gewesen war, verloren.

„Ich (dabei weinte er wie ein Kind) bin von den Kerlen verprügelt worden. Aber ich gebe mich damit nicht geschlagen. Wirklich! Trotzdem jedoch (dabei zog er die Nase hoch) ist das für mich entwürdigend. Und trotzdem gehe ich nicht dagegen an, weil ich Angst habe.“ Als der das gesagt hatte, dachte ich, er würde noch einmal laut aufweinen. Denn seine Stimme klang so niedergeschlagen, doch nein. Ich bedauerte es, nicht die richtigen Trostorte gefunden zu haben, und schweigend gingen wir unsere dunklen Schatten im Sand beobachtend weiter. Schon seit wir uns im Garten der

Grundschule gerauft hatten, war er körperlich schwächlich geblieben. „Stark und schwach. Was ist das eigentlich?“ Er wiederholte das noch einmal. Inzwischen erreichten wir das Ufer des Han-Flusses. Eine Stelle dicht am Ufer war mit einer dünnen Eisschicht bedeckt, in der Mitte des Flusses, wo es schon sehr weit und tief war, schwebten dicke Eisbrocken. Im Wasser leuchtete herrlich das Mondlicht, aber an den vereisten Stellen verschwand es, als hätte man eine Milchglasfläche darauf gelegt. Hier würde es wohl schon nach einer Woche ganz zugefroren sein, dachte ich mir, als ich die Oberfläche des Flusses sah. Da fielen mir wieder seine Worte von vorher ein. Ich glaubte, ihre verborgene Bedeutung entdeckt zu haben. Ich war ganz von Sinnen. „Stark und schwach? Was ist das eigentlich?“ So waren Chos Worte. Ich war da ganz erschrocken, als ich sie zu begreifen glaubte. Ich würde doch nichts weiter tun, als über die Bedeutung dieses Gedankens nachgrübeln. Wahrscheinlich meinte er nicht ausschließlich sich allein, kam mir jetzt in den Sinn. Natürlich, wenn man das jetzt bedenkt, dann nahm ich das viel zu ernst. Man könnte das ganze mit frühreifen Bemerkungen eines Mittelschülers abtun, wenn man allzu tief über seine Worte nachdachte, würde man ihn auf jeden Fall viel zu sehr überschätzen. Dass er versuchte so zu tun, als ob er sich nicht das geringste aus seiner Herkunft machte, belastete in Wirklichkeit Cho schwer. Er wusste nur zu gut, und mir war das nun auch klar, dass alle Bosheiten seiner Mitschüler aus der Oberschule damit zu tun hatten. Als ich den neben mir niedergeschlagenen Cho sah, fehlten mir einfach die tröstenden Worte. Was hätte ich ihm auch sagen sollen? Mir war das gar nicht klar, deshalb schwieg ich und betrachtete mir die Wasseroberfläche. Trotzdem empfand ich irgendwie eine innerliche Freude. Dieser ironische und eingebildete Cho hatte seine übliche Maske ganz abgelegt. Schon früher hatte ich einmal so etwas Ähnliches erlebt, aber noch nie bin ich durch so einen heftigen Gefühlsausbruch dermaßen erschüttert worden. Nackt und bloß, schwächlich und dazu noch nicht einmal ein Innenländer, sondern nichts weiter als ein Halbinselbewohner! Damit hatte er mir sein wirkliches Wesen offenbart, und das schaffte mir eine gewisse

Literatur über das „Außenland“ des Großjapanischen Kaiserreiches am Beispiel von Atsushi Nakajima

Befriedigung. Während wir an dem kalten Flussufer standen, sahen wir die weißglänzende Nachtlandschaft von Rozan, Tokuto und Seiryo.....

Außer der Geschichte, als wir am Han unsere Zelte aufschlugen, fällt mir zu ihm jetzt nichts mehr ein. Danach ziemlich bald (wir waren noch nicht in der vierten Klasse) brach er die Schule ab, ganz plötzlich, ja wirklich, ohne mir auch nur das leisteste Wörtchen darüber zu sagen. Selbstverständlich ging ich sofort zu seinem Haus. Seine Familie war natürlich da, nur er nicht. Außer dass sein Vater in gebrochenen Japanisch sagte, sein Sohn sei kurz nach Shina gefahren, war von ihm sonst keine Hilfe zu erwarten. Ich war ziemlich wütend. Cho hätte sich zumindestens von mir verabschieden können. Ich machte mir über die Gründe, warum er verschwunden war, allerlei Gedanken, die aber zu nichts führten. War dieser Vorfall bei unserem Zeltlager vielleicht der Grund? Eigentlich glaube ich das nicht. Aber vielleicht doch ein bisschen! Die Worte „stark und schwach“, die er da ständig vor sich hinhinmurmelte, hatten sicher auch damit zu tun.

Es gab über ihn die verschiedensten Gerüchte. Ich hörte immer wieder, dass er sich an einer Bewegung, die einen bestimmten Zweck verfolgte, angeschlossen hatte. Dann erfuhr ich, er wäre in Shanghai total auf den Hund gekommen. Das war aber schon viel später. Ich hielt das schon für möglich, es könnte aber auch anders gewesen sein. Nach Abschluss der Mittelschule kam ich dann sofort nach Tokyo. Und da hörte ich dann nichts mehr über ihn.

VI.

Bevor ich auf die Tigerjagd komme, muss ich erst einmal ein paar Schritte vorausseilen. Dann erst kann ich wieder zum Hauptthema zurück. Die Tigerjagd war, wie schon gesagt, zwei Jahre vor Chos spurlosem Verschwinden. Es war schon Neujahr, wir hatten das hübsche Mädchen mit ihren großen Augen, die ehemalige Vizeklassensprecherin, noch nicht ganz vergessen, sie schien aber immer mehr unserer Erinnerung zu entrücken.

Gleich nach Schulschluss, wir waren schon an der Straßenbahnhaltestelle,

meinte Cho, er hätte etwas Interessantes für mich, das wolle er mir auf dem Weg zur nächsten Haltestelle erzählen. Unterwegs fragte er mich, ob ich Lust hätte, auf eine Tigerjagd zu gehen. Am nächsten Samstag ziehe sein Vater los und nähme ihn mit. Sein Vater hätte schon von mir gehört und hätte sicher nichts dagegen, also sollte ich mit. Bis jetzt hatte ich noch nicht einmal an eine Tigerjagd gedacht, ich war sprachlos und dachte, Cho würde mich auf den Arm nehmen. Tiger kamen für mich nur im Zoo und in Kinderbüchern vor, sie existierten aber nicht in meiner Nähe und erst recht nicht in meiner Wirklichkeit. Doch wenn ich Lust hatte, dann könnte ich in ein paar Tagen tatsächlich echte Tiger erleben. Nicht einmal im Traum hätte ich daran gedacht.

Am Anfang dachte ich, er würde sich nur über mich lustig machen, aber als ich ihn mit Fragen bedrängte, wann, wo, mit wem und wie viel Geld, wurde er fast sauer. Klipp und klar erklärte er mir, weil sein Vater wohl nichts dagegen hätte, könnte ich mit. Da wurde ich auf einmal so aufgeregt, dass ich unbedingt dabei sein wollte, ob sein Vater es nun erlauben würde oder nicht. Chos Vater war von Haus aus ein Edelmann und in der Ära von Großkorea so etwas wie ein Ministerialbeamter. Nachdem er sein Amt hatte niederlegen müssen, war er immer noch ein Yanban und gehörte zum Hochadel. Sein Reichtum zeigte sich auch an Chos Kleidung. Cho war bei uns zu Hause nichts weiter als ein Halbinselbewohner, deshalb hatte er keine Lust mich einzuladen. Ich kannte zwar sein Haus und seine Adresse, war aber noch nie dort gewesen und seinen Vater hatte ich auch nie gesehen. Er schien fast jedes Jahr auf Tigerjagd zu gehen, und dieses Jahr sollte Cho Daikan zum ersten Mal mit. Er war daher auch ziemlich aufgeregt. An dem Tag, bis wir aus dem Zug stiegen und uns verabschiedeten, sprachen wir darüber, was für Abenteuer uns wohl erwarteten, und welche Gefahren auf uns lauerten. Zu Hause beim Anblick meiner Eltern wurde mir erst einmal bewusst, dass auf dem Weg zu diesem Abenteuer noch eine ganze Menge Hürden zu überwinden waren. Meine Eltern würden das auf gar keinen Fall erlauben. Das war schon mal das erste Hindernis. Bei uns zu Hause wurde zwar der Slogan von der japanisch-

Literatur über das „Außenland“ des Großjapanischen Kaiserreiches am Beispiel von Atsushi Nakajima koreanischen Vereinigung im Munde geführt, aber dass ich mit Cho befreundet war, wurde gar nicht so gern gesehen. Und mit so einem Freund wollte ich nun zur Tigerjagd, das war einfach undenkbar. Also überlegte ich eine Weile. Beim Westtor in der Nähe der Mittelschule wohnte eine verheirateten Kusine von mir.

Am Samstag Mittag würde ich einfach behaupten, dort zu übernachten. Weder meine Verwandten noch wir hatten ein Telefon, damit könnte ich wenigstens den ersten Abend verheimlichen. Wenn später alles herauskäme und ich würde dann von meinen Eltern tüchtig ausgeschimpft, wäre mir das egal, denn im Vergleich zu solch einer wertvollen und unermesslichen Erfahrung wäre für einen kleinen Genussmenschen wie mich die Strafpredigt meiner Eltern nur eine lästige Zugabe.

Am nächsten Morgen fragte ich ihn, ob ich mit dürfe. Etwas ärgerlich meinte er: „Ja ! Na, klar ! ” Von da ab hatten wir keine Ohren mehr für den „Unterricht“. Cho erzählte mir, was er alles von seinem Vater erfahren hatte. Ein Tiger würde vor Abend nicht auf Futtersuche gehen, ein Leopard steige auf Bäume, ein Tiger aber nicht. Dort, wo wir hingingen, gab es nicht nur Tiger, sondern auch Leoparden. Dann fragte er mich: „Übrigens, willst du eine Remington oder lieber eine Winchester ? ” Als ob er das alles schon längst gewusst hätte, breitete er vor mir seine ganzen Kenntnisse aus. Meistens gab ich nicht viel auf Erzählungen, die man nicht selber erlebt hatte, aber in Aussicht auf so ein Abenteuer war ich ganz begeistert und ich lauschte gespannt seinem vorgetäuschten Wissen.

Am Freitag ging ich nach dem Unterricht (Cho sagte ich nichts darüber) in den Botokuza-Zoo. Früher war das der Garten von König Li, aber jetzt ein Tiergarten. Ich ging vor den Tigerkäfig und blieb davor stehen. In dem Käfig war es wie in einer Dampfsauna, in der Entfernung von nur einem Meter streckte der Tiger artig seine Vorderbeine aus, lag da und machte Schlitzaugen. Er schien nicht zu schlafen, mich würdigte er keines Blickes, obwohl ich direkt auf ihn zugekommen war. Dann rückte ich ihm noch viel näher auf den Pelz,

denn ich wollte ihn in allen Details beobachten. Sein Rücken war wie bei einem Kalb ausgepolstert. Die Farbe des Rückens war dunkelgelb, doch je näher man auf seinen Bauch zukam, wurde die Farbe dünner, auf dem Pelz verliefen strahlende schwarze Streifen. Über den Augen und an den Ohrensippen spross weißes Haar. Der kraftvolle Kopf und der starke Kiefer entsprachen seinem Körper, denn sie hatten nicht die übertrieben prachtvolle Größe eines Löwen, sondern standen in einem ausgeglichenem Verhältnis zu seiner Wildheit. Wenn ich daran dachte, dass in den Bergen plötzlich so eine Bestie direkt vor mir hervorgesprungen käme, konnte ich mich nicht mehr beherrschen und mein Herz begann wild zu Klopfen. Vieles nahm ich zum ersten Mal wahr. Seine Backen und sein Kinn waren nämlich weiß, seine Nasenspitze aber ganz schwarz, und erschien so weich wie die einer Katze. Es hätte mich gefreut, wenn ich meine Hand ein paar Zentimeter hervorstrecken und seine Nase hätte berühren können. Dennoch war ich mit meinen Entdeckungen höchst zufrieden und trat den Rückweg an. Ich hatte hier knapp eine Stunde herumgestanden, doch diese Bestie hatte mich nicht im geringsten beachtet. Ich war beleidigt, brüllte wie ein Tiger und wollte seine Aufmerksamkeit auf mich lenken, doch das war vergeblich.

Er öffnete nicht einmal seine fast geschlossenen Schlitzaugen.

So kam allmählich der Samstag heran. In der letzten Stunde konnte ich kaum noch das Ende des Mathematikunterrichts abwarten und eilte dann nach Hause. Ich aß schnell zu Mittag, zog noch zwei Hemden mehr an, nahm eine Kapuze, Ohrenklappen und noch genügend andere Schutzmittel gegen die Kälte mit. Wie geplant verkündigte ich, dass ich bei Verwandten übernachten werde. Für den Zug um vier war es noch ein bisschen zu früh, aber einfach zu Hause herumsitzen und warten konnte ich auch nicht. Als ich aber im Wartesaal der ersten und zweiten Klasse am Südtorbahnhof nachsah, war Cho schon da. Er trug nicht die übliche Schuluniform, sondern so etwas wie Skikleidung, von oben bis unten war sie ganz schwarz, warm und leicht. Sein Vater und sein Freund sollten auch bald kommen. Während wir uns so unterhielten, sahen wir

zwei Herren am Eingang des Wartesaals. Um ihre Jagdkleidung hatten sie sich Gürtel umgebunden und trugen auf ihren Schultern Jagdgewehre. Als Cho das sah, streckte er ein wenig seinen Arm aus, sie kamen näher, und einem hochgewachsenen Mann, der keinen Bart trug, stellte er mich als „Nakayama“ vor. Er war vielleicht knapp fünfzig, von edler Gestalt, gesunder Gesichtsfarbe und hatte dieselben schmalen Augen wie sein Sohn. Ich schwieg und verbeugte mich, der Vater antwortete mit freundlichen Lächeln. Wie Cho schon vorher gesagt hatte, dass er nicht besonders gut Japanisch konnte, war bestimmt der Grund, warum er mit mir nicht sprach. Der andere hatte einen braunen Bart, schon auf den ersten Blick erkannte man, dass er kein Innenländer war. Ich verbeugte mich vor ihm. Auch er reagierte mit Schweigen. Chos Erläuterungen auf Koreanisch lauschend blickte er mich schweigend an.

Der Zug fuhr pünktlich um vier Uhr ab. Zu der Gruppe aus vier Personen, kam noch einer dazu, vermutlich ein Knecht, der sich um Heizung, Essen, Schießpulver und Gepäck kümmern musste. Im Zug saßen Cho und ich nebeneinander und unterhielten uns, die Erwachsenen dagegen schwiegen sich beinahe nur an. Cho wollte in meiner Gegenwart nicht Koreanisch zu sprechen. Wenn ihn sein Vater, der ihm gegenüber saß, etwas sagte, antwortete er kurz und bündig.

An so einem Wintertag war es im Zug schon ziemlich dunkel. Und je weiter der Zug ins Gebirge vordrang, desto tiefer war der Schnee draußen. Schließlich erreichte er unser Ziel, es war irgendein Bahnhof kurz vor Shariin, aber der Name fällt mir einfach nicht mehr ein. Ich erinnere mich noch ganz genau an jede einzelne Situation bei unserer Tigerjagd, aber seltsamerweise habe ich den Namen des wichtigsten Bahnhofs vollkommen vergessen. Es war etwa um 7 Uhr. Als wir vor dem dunklen Bahnhof aus Holz standen, mussten wir bei dem Wind, der aus dem schwarzen Himmel über den Schnee streichelte, den Hals einzuziehen. Vor dem Bahnhof war auch nichts, das auch nur im Entferntesten einer menschlichen Behausung entsprach. Über den noch flachen Landstrichen, die ständig dem Wind ausgesetzt waren, war ein

mondloser Sternenhimmel, in den die Schatten des Gebirges pechschwarz hineinragten. Wir gingen vielleicht zwei- oder dreihundert Meter die Straße entlang und hielten dann vor einem niedrigen koreanischen Haus auf der rechten Seite. Als wir zur Tür aufblickten, breitete sich direkt aus einem Spalt gelbes Licht auf dem Schnee aus. Alle gingen hinein, und auch ich presste meine Schultern durch den engen Eingang. Im Haus wurde das wasserdichte Papier über der Bodenheizung ausgelegt und dann verbreitete sich ganz schnell eine wohlige Wärme. Im Haus waren sieben oder acht Koreaner rauchend im Gespräch vertieft, sie richteten ihre Blicke auf uns und grüßten. Dann trat der Hausherr, der einen roten Bart hatte, hervor. Er sprach eine Weile mit Chos Vater und führte ihn ins Hausinnere. Es war schon alles abgesprochen, man trank Tee. Da kamen noch zwei Jäger und fünf oder sechs Treiber, die genauso wie Jäger aussahen, doch Cho erklärte mir die Unterschiede. Die zeigten sich in der Länge der Gewehre. Sie folgten uns mit vier Hunden.

Nachdem wir im Leuchten des Schnees etwa zwei Kilometer die Landstraße entlang gegangen waren, näherten wir uns allmählich den Bergen. In dem lichten Wald knirschte der frisch gefallene Schnee unter den Strohsandalen der Treiber, die vor uns auf den Berg stiegen, die Hunde, die einmal vor ihnen, einmal hinter ihnen herrannten – man konnte im Leuchten des Schnees die Haarfarbe nicht genau erkennen, aber sie waren nicht so schwer – sie bewegten sich auf Seitenwegen, schnüffelten überall herum an Bäumen, Wurzeln, Felsbrocken und trippelten dann weiter. Wir verspäteten uns ein bisschen, bildeten einen Klumpen und traten auf ihre Fußspuren. Ob jetzt von der Seite ein Tiger hervorgesprungen käme oder uns von hinten angreifen würde, allein schon der Gedanke daran ließ unsere Herzen heftig schlagen, ich sprach immer weniger mit Cho, wir verstummten schließlich ganz und gingen schweigend weiter. Je höher wir kamen, desto schlechter wurde der Weg, bis er schließlich ganz weg war. Wir überquerten die Wurzeln von verkrüppelten Bäumen und hervorspringende Felsbrocken. Es war schrecklich kalt. Die Nase schien von innen her gefroren zu sein.

Die Kapuze bedeckte die Ohren mit Fell, trotzdem schmerzten sie, als ob sie klirrend zu zerbrechen drohten. Jedesmal, wenn der Wind durch die Baumwipfel pffiff, war man ganz erschrocken. Durch die Äste der kahlen Bäume hier und da leuchteten hell die Sterne. Auf so einem Bergpfad gingen wir ungefähr drei Stunden weiter. Wir machten eine Runde um einen Felsblock. Wir waren schon sehr müde, da kamen wir zu einer kleineren Waldlichtung. Die Treiber, die dort ein bisschen früher angekommen waren, machten uns mit erhobenen Händen Signale. Alle rannten auf sie zu. Ich wollte nicht zu spät kommen und rannte auch ganz erschrocken los. Einer von ihnen zeigte auf eine Stelle, aha, alles klar, mit einem Durchmesser von über zwanzig Zentimeter waren da Fußabdrücke, die denen von Katzen ähnlich waren. Der Abstand der Spuren war sehr kurz, sie verliefen in der Lichtung im rechten Winkel von einer Seite zur anderen des Waldes auf uns zu. Cho übersetzte mir, was einer der Treiber gesagt hatte. Die Spuren seien noch ganz frisch. Cho und ich verstummten vor Angst und Schrecken. Unser Trupp folgte ihnen eine Weile, drang durch das Gehölz, nicht versäumend nach vorne und hinten Acht zu geben. Als bald darauf die Fußabdrücke zu einer weiteren Lichtung im Gehölz führten, fanden wir zwei riesige Kiefern zwischen vielen kahlen Bäumen am Ende des Waldes. Die Bergführer verglichen die beiden miteinander, stiegen dann auf die etwas verkrümmte und verbogene Kiefer, und zwischen ihren Zweigen befestigten sie Stöcke, Bretter und Strohmatte, die sie auf ihren Schultern getragen hatten, und bauten dort sofort einen Hochsitz. Er war ungefähr vier Meter hoch. Wir stopften noch mehr Stroh dazwischen und warteten dort. Das sei der Hinweg des Tigers und auf diesem würde er auch wieder zurückkommen. Wir saßen zwischen Zweigen der Kiefer und warteten auf den Tiger, um ihn mit einer Gewehrsalve zu begrüßen. Der mit Stroh ausgebettete Hochsitz war wider Erwartens sehr geräumig, wir vier und dazu noch die zwei Jäger hatten darauf Platz. Als ich dort hinaufgestiegen war, hatte ich die Angst verloren, von einem Tiger aus dem Hinterhalt angesprungen zu werden, und fühlte mich erleichtert. Als wir dann oben waren, führten die

Treiber die Hunde herbei, jeder hatte ein Gewehr auf den Schultern, sie trugen auch Fackeln und verschwanden irgendwo im Inneren des Waldes.

Die Zeit verging langsam. Der Boden leuchtete ganz hell, weil weißer Schnee gefallen war. Unter uns war eine Lichtung. Sie hatte mehr als 150 Quadratmeter, die von einem kahlen Wald umgeben war. Alle Bäume außer den Kiefern hatten keine Blätter mehr. Die schwarzen Schatten der Bäume überkreuzten sich auf dem weißen Boden. Manchmal brauste ein starker Wind durch den Wald, dass er dabei aufstöhnte. Bei Windstille verklang das Rauschen im Wald so allmählich wie die Meeresbrandung und stieg zum kalten Himmel empor. Das Leuchten der Sterne durch die Kiefernzweige und Äste der andern Bäume wirkte stechend und ganz bedrohlich.

Doch bei längerer Betrachtung verschwand die anfängliche Furcht. Nun aber verbreitete sich eine ganz erbarmungslose Kälte. Von den Zehen in den Wollsocken stiegen Kälte und Schmerzen schließlich bis zur Brust. Die Erwachsenen unterhielten sich, aber ich verstand gar nichts, außer „Horani“, was Tiger bedeutet. Ich bemühte mich möglichst munter zu sein, stopfte mir Karamell in den Mund und versuchte, mich mit Cho zu unterhalten. Cho erzählte mir von einem Koreaner, der im letzten Jahr hier von einem Tiger angefallen worden war. Der Tiger hatte dem Mann von Stirn bis Kinn das Gesicht zerkratzt, dass es zur Hälfte zerfetzt war und Haut und Fleisch herabhangen. Das muss ihm wohl sein Vater erzählt haben. Cho war so aufgeregt, als hätte er das mit seinen eigenen Augen gesehen. Er steigerte sich in eine Stimmung, als erwarte er auch jetzt dasselbe Spektakel. Als ich das gehört hatte, hatte auch ich insgeheim die Hoffnung, aus meiner sicheren Umgebung so ein Schauspiel zu genießen.

Wir warteten zwei Stunden, dann noch einmal drei Stunden, aber ein Tiger ließ sich einfach nicht blicken. In zwei Stunden würde schon der Morgen dämmern.

Chos Vater meinte, wir hätten Glück, weil wir schon auf frische Spuren gestoßen wären, gewöhnlich müsse man zwei, drei Tage in einem Bauernhaus

Literatur über das „Außenland“ des Großjapanischen Kaiserreiches am Beispiel von Atsushi Nakajima am Fuße des Berges zubringen. Vielleicht wollte er auch damit andeuten, dass der Tiger heute Abend vielleicht doch nicht käme. Weil ich wegen Schule und Eltern nicht länger bleiben konnte, würde ich vielleicht leer ausgehen. Was würde Cho da machen? Es wäre ganz schön ärgerlich, wenn ich allein nach Hause müsste. Bei dem Gedanken daran kühlte sich meine Hochstimmung von gestern Abend merklich ab.

Cho holte da aus seiner Tasche ein Bündel Bananen heraus und teilte es mit mir. Beim Essen dieser kalten Bananen kam ich auf eine merkwürdige Idee. Wenn ich daran denke, finde ich das jetzt noch lächerlich, ich überlegte mir nämlich tatsächlich ganz ernsthaft, ob ich die Bananenschalen ausstreuen sollte, damit der Tiger darauf ausrutschte. Natürlich war ich mir nicht so sicher, ob man dann auf den Tiger leichter schießen könnte, zumindestens erwartete ich, dass das nicht ganz unmöglich wäre. Als ich meine Bananen aufgegessen hatte, warf ich die Schalen so weit wie möglich auf den Weg, auf dem der Tiger vermutlich käme. Cho würde mich ganz bestimmt auslachen, deshalb erzählte ich ihm nichts.

Nun, die Bananen waren aufgegessen, aber der Tiger kam einfach nicht. Aus der Verzweiflung getrogener Hoffnungen und nachlassender Erregung wurde ich irgendwie schläfrig. Im kalten Wind zitternd nickte ich ein. Da tätschelte Chos Vater, der neben seinem Sohn saß, mir leicht auf die Schulter, in seinem stockenden Japanisch sagte er lachend, dass Unterkühlung gefährlicher als ein Tiger sei. Ich reagierte darauf mit einem freundlichen Lächeln. Doch bald schlummerte ich wieder ein. Und dann, ich weiß nicht, wie viel Zeit eigentlich verstrichen war, sah ich im Traum den Koreaner aus Chos Erzählung von vorher, der von einem Tiger angefallen worden war.....

Ja, wie war das eigentlich passiert? Irgendwie kann ich mich daran nicht mehr genau erinnern. Als ich einen schrillen Angstschrei hörte und wieder zu mir kam, sah ich es. Direkt unter uns, kaum dreißig Meter von den Ästen unserer Kiefer aus, sah ich eine Szene, die direkt aus meinem Traum entsprungen war. Eine schwarz-gelbe Bestie tauchte vor uns auf und setzte sich

in den Schnee. Fünf bis sechs Meter davor war ein Mann, wahrscheinlich ein Treiber, er warf sein Gewehr weg und mit seinem Hintern am Boden, die Arme nach hinten gestützt wollte er sich wegschieben, immer noch am Boden starrte er ganz benommen auf den Tiger. Gewöhnlich würde ein Tiger nicht sprungbereit niederknien und dann den Mann umwerfen, sondern wie eine spielende Katze den rechten Vorderfuß anheben, ihn ein bisschen betätscheln und dann erst nach vorne gehen. Ich war zu Tode erschrocken, war das die Fortsetzung meines Traumes, ich rieb mir die Augen und sah mir das genau an. In dem Augenblick wurde ein lauter Schuss direkt vor meinen Ohren abgefeuert, und dann folgten drei weitere Schüsse. In der Nase stank es auf einmal ganz bestialisch nach Schwefel. Der nach vorne gesprungene Tiger öffnete ganz weit sein Maul, wütend stellte er sich kurz auf die Hinterbeine, doch fiel mit voller Wucht um. Alles spielte sich in nur ein paar Sekunden ab, kurz nachdem ich aus meinem Schlummer erwacht war. Schüsse wurden abgefeuert, der Tiger erhob sich noch einmal und fiel wieder um. Ich war ganz erschüttert, mir kam das wie ein Film in weiter Ferne vor, und war davon wie betäubt.

Die Erwachsenen stiegen sofort vom Baum herab, und wir folgten ihnen. Im Schnee lagen die Bestie und der Mann, beide bewegten sich nicht mehr. Wir stießen mit Stockspitzen gegen den Körper des Tigers. Da er keinerlei Anstalten mehr machte, sich zu bewegen, beruhigten sich alle und näherten sich ihm. In seiner Umgebung färbte sich der Schnee mit Blut knallrot. Der Tiger war mit dem Kopf zur Seite hingefallen, doch der Rumpf allein war länger als anderthalb Meter. In diesem Moment dämmerte allmählich der Morgen. Die Wipfel der Bäume konnte man nur schwach von einander unterscheiden, das auf den Schnee geworfene Gelb mit schwarzen Streifen sah unglaublich schön aus. Die Streifen auf dem Rücken waren schwärzer als erwartet. Cho und ich blickten uns an und seufzten erleichtert. Wir wussten, dass nun weiter keine Gefahr mehr bestand, aber wir zitterten immer noch, wenn wir die scharfen Krallen leicht berührten, mit denen er eine dicke Haut

Literatur über das „Außenland“ des Großjapanischen Kaiserreiches am Beispiel von Atsushi Nakajima im Nu hätte zerreißen können, und er hatte auch einen weißen Schnurrbart wie eine Hauskatze.

Der Mann war mit dem Schrecken davongekommen, er war bewusstlos und hatte nicht die geringste Verletzung. Der Treiber hatte versucht den Tiger aufzuspüren, war aber dann zurückgekommen, und als er gerade auf der Lichtung gepinkelt hatte, war der Tiger von der Seite hervorgestürzt.

Cho Daikans Verhalten jedoch entsetzte mich. Als er den bewusstlosen Mann sah, trat er mit seinen Füßen voll auf ihn ein und schimpfte:

„Schau dir das mal an ! Der ist ja nicht einmal verletzt ! ”

Das war bestimmt nicht im Spaß, er ärgerte sich ganz einfach darüber, dass der Mann überlebt hatte und raste vor Wut, denn ganz entgegen seiner Sensationsbegierde war dieser nicht das Opfer eines grausigen Schauspiels geworden. Und sein Vater stand teilnahmslos daneben, sah sich das unbekümmert an und sorgte nicht dafür, dass sein Sohn damit aufhörte. Mir war, als spürte ich, wie in den Adern der beiden das Blut des hiesigen Adels rann. Cho Daikan schien in seiner Verachtung diesen bewusstlosen Mann richtig zu hassen. Als ich seine grausamen Blicke sah, erinnerte ich mich an ein Zitat in einer volkstümlichen Erzählung: „In seinem Gesicht sieht man die Grausamkeit eines Menschen, der keines natürlichen Todes stirbt.”

Als die anderen Treiber die Schüsse gehört hatten, kamen sie herbei. Von den vier Beinen des Tigers banden sie jeweils die zwei Vorderbeine und die zwei Hinterbeine zusammen und schoben dazwischen eine dicke Stange hindurch. Sie hängten ihn daran umgekehrt auf, es war schon hell geworden, und wir stiegen wieder ins Tal hinab. Als wir an der Haltestelle angekommen waren, machten wir eine kurze Pause, der Tiger wurde im Gepäckwagen verstaut, und wir fuhren noch am Vormittag nach Keijo zurück. Wider Erwartens war das Ende mehr als einfach, aber auch nicht so ganz befriedigend, besonders deshalb, weil ich vor mich hin gedöst und dadurch den Augenblick des herauskommenden Tiger verpasst hatte. Das war wirklich schade. Jedenfalls hatte ich wenigstens ein Abenteuer erlebt, und schon der

Gedanke daran erfüllte mich mit Befriedigung, als ich wieder zu Hause war.

Nach etwa einer Woche kam heraus, dass ich nicht bei unseren Verwandten war und gelogen hatte, ich wurde von meinem Vater ganz fürchterlich ausgeschimpft und angebrüllt, dass ihm fast die Augäpfel aus seinem Gesicht rollten.

VII.

Und damit endete die Geschichte der Tigerjagd. Etwa zwei Jahre danach, bald nach der Manöverübung verschwand Cho, ohne seinen Klassenkameraden etwas zu sagen, aber das habe ich schon erzählt. Danach traf ich ihn über fünfzehn Jahre nicht mehr. Nein, so ganz stimmt das auch wieder nicht, denn ich traf ihn, und das war erst neulich. Deshalb habe ich überhaupt die Geschichte geschrieben. Diese Begegnung war mehr als seltsam, und man könnte auch sagen, dass ich ihn doch nicht getroffen hatte. Das war nämlich so:

Vor drei Tagen ging ich am Mittag nach Hongo, um ein Buch für meinen Freund zu suchen. Ich fischte nach ihm in fast allen Antiquariaten, meine Augen taten mir schon weh. Vor dem Haupteingang der Universität Tokyo ging ich dann auf die dritte Straße von Hongo zu. Es war gerade Mittagspause, deshalb wimmelte es auf der Straße von Studenten, Oberschülern und sonstigen Schülern. Als ich in der dritten Straße zu einer Gasse mit einem Yabunudelladen kam, sah ich in der Menschenmenge einen riesenlangen Mann, der die anderen Leute mindestens um einen Kopf überragte. Er war lang und dünn, etwa um die dreißig und trug eine Brille mit einem dicken, runden Zelluloid Rahmen. Er wirkte recht auffallend und erregte deshalb meine Neugierde. Dieser Mann war nicht nur überdurchschnittlich groß, sondern sah auch ganz merkwürdig aus, dass es jedem sofort in die Augen springen musste. Sein Hut hatte eine rötlich verfärbte Krempe, die nach unten hing, darunter war eine große, leuchtende Zelluloid Brille. An einer Seite des Rahmens fehlte ein Träger, der durch eine Schnur ersetzt war. An seinem fleckigen Anzug mit

Stehkragen fehlten zwei Knöpfe. In dem langen, leicht angeschmutztem Gesicht wuchs um die weißen, ausgetrockneten Lippen ein stoppeliger, ungepflegter Bart, durch den das Gesicht ein bisschen doof wirkte, doch zwischen den Augenbrauen war etwas Hektisches, das einem das Gefühl vermittelte, man müsse sich in Acht nehmen. Er hatte das Gesicht eines Hinterwäldlers, aber auch das eines Taschendiebes. Als ich weiterging, hatte ich in der Menge die Gestalt dieses viel zu großen Mannes entdeckt, die meine Aufmerksamkeit fesselte. Auch er schien mich gesehen zu haben. Als ich ihm mich auf beinahe zwei Meter genähert hatte, wurde sein Blick etwas milder, der vorher viel düsterer gewirkt hatte. Über seinem Gesicht verbreitete sich eine fast unbegreifliche Sanftmut, doch dann ganz plötzlich blickte er mir streng ins Gesicht und sein Lächeln verschwand, mit kurzem Nicken wollte er mir klar machen, dass er mich früher schon einmal gesehen hatte. Ich war überrascht. Ich blickte nach hinten und vorne. Sein Nicken wollte ich genauer deuten und kramte in den hintersten Winkeln meines Gedächtnisses nach. Meinen Blick wandte ich nicht ab und beobachtete ängstlich sein Gesicht. Dann aber bildete ich mir ein, doch etwas gefunden zu haben, ich würde das wohl nie ganz verstehen, aber auch nie vergessen. Und das Gefühl, die Wahrheit wohl nie zu begreifen, wurde mir immer deutlicher. Ich begrüßte ihn, denn sicher war, dass ich ihn von irgendwoher kannte, aber wer das genau war, wurde mir nicht klar.

Als ich ihn begrüßte, merkte er, dass ich mich an ihn erinnerte und kam auf mich zu. Er sagte nichts, lächelte auch nicht, stand nur schweigend neben mir, dann ging er auf der Straße, die er gekommen war, zurück. Ich sagte auch kein einziges Wort, überanstrengte aber fast mein Gedächtnis, um endlich herauszufinden, wer er eigentlich war.

Nachdem wir ein paar Schritte gegangen waren, sagte er mit heiserer Stimme (ich konnte mich nicht erinnern, jemals so eine Stimme gehört zu haben): „Kannst du mir eine Zigarette geben?“ Ich suchte in meiner Tasche, fand darin eine halbvolle Schachtel Golden Bats und gab sie ihm. Er nahm sie

und steckte die andere Hand in seine Tasche, doch dann verzog er sein Gesicht, warf einen Blick auf die Schachtel wollte sie mit einer Hand in seine Tasche stecken, doch dann machte er ein recht seltsames Gesicht und sah mich dann an. Er schaute ziemlich dümmlich drein, und nachdem er die Golden Bats und mich angesehen hatte, gab er mir schweigend die Schachtel Golden Bats, so wie sie waren, zurück. Ich war sprachlos, als ich sie wieder zu mir nahm, ich wusste auch nicht, was ich in meiner Verlegenheit sagen sollte, denn ich kam mir verhöhnt vor und ärgerte mich darüber. Als ich da zu ihm aufblickte, zeigte sich zum ersten Mal um seinen Mund ein schwaches Lächeln, und er sagte wie im Selbstgespräch: „Wenn man sich an das Wort erinnert, macht man leicht solche Fehler.“

Ich verstand natürlich überhaupt nicht, was er meinte. Doch dann begann er mit der Erklärung, als ob er über eine Angelegenheit spreche, die für ihn von größter Wichtigkeit war. Er sprach ganz energisch und wie gehetzt.

Als er von mir die Golden Bats bekommen hatte, steckte er seine rechte Hand in die Tasche, um Streichhölzer herauszuholen. Doch da fand er eine Schachtel Golden Bats. Er war ganz aufgeregt, denn er merkte, dass er keine Zigaretten, sondern Streichhölzer wollte. Er überlegte sich, wie er denn diesen blödsinnigen Fehler gemacht hatte. Einfach gesagt, er hatte sich nur getäuscht, aber warum macht er dann so einen Fehler. Nach allerlei Überlegungen, kam er zu dem Schluss, dass er das so gut wie bei allen anderen Wörtern machte. Er merkte auf einmal, dass er keine Streichhölzer hatte und wollte jemanden darum bitten. Von seinem Gedächtnis erhielt er aber nicht die Wörter, sondern den Gedanken: „Ich muss von jemanden Streichhölzer bekommen.“ Der Wunsch nach Streichhölzern war aber als Worte in seinem Gedächtnis vorhanden, aber das wirkliche physische Verlangen konnte er in diesem Moment nicht in Worten ausdrücken. Und darin lag der eigentliche Grund für seinen Fehler. Empfindungen und Gefühle könnten sich zwar abschwächen, aber nicht vollkommen durcheinander geraten. Schriftzeichen und Wörter kann man sich zwar merken, aber von Zeit zu Zeit kann durch eine Verwechslung

eine ganz verrückte Bedeutung entstehen. Das Wort „Streichhölzer“ und die Zeichen dafür verwandelten sich in ein Wort, das damit in Beziehung stand, nämlich in Zigaretten. So erklärte er sich das. Er sprach, als ob diese Entdeckung unglaublich interessant sei. Und zum Schluss sagte er, diese Angewohnheit sei ein allgemeines Übel der Gebildeten, die nur in Begriffen dachten. Dieser völlig unerwartete Schluss überraschte mich.

Wirklich, bei der Erklärung dieses Problems, an dem er selbst ein außerordentliches Interesse zu haben schien, habe ich ihm eigentlich gar nicht richtig zugehört. Doch bei seiner hastigen und schnellen Redeweise dachte ich, dass sie irgendwo (obwohl seine Stimme ganz anders war als früher) in einem meiner hintersten Schubfächer meines Gedächtnisses vorhanden sein müsse, und ich überlegte mir angestrengt, wer denn das sein könnte. Aber gerade wie in einem Moment, in dem einem ein ganz leichtes Schriftzeichen nicht einfällt und man glaubt, sich wieder genau daran zu erinnern, dreht es sich um dieses Problem wie im Kreis, wie etwa der Staub um die Außenseite einer Spirale, der einfach nicht zur Mitte vordringt.

Inzwischen waren wir an der Haltestelle in der dritten Straße von Hongo. Dort blieb er stehen. Wahrscheinlich wollte er in die Bahn steigen. Wir standen nebeneinander und schauten zum Schaufenster einer Apotheke. Dort schien er etwas Interessantes gefunden zu haben, deshalb ging er mit großen Schritten darauf zu. Ich folgte ihm und warf auch einen Blick hinein. Da war eine Reklame für Kondome und die Warenproben lagen dort auf einem schwarzen Tuch. Er stellte sich davor und betrachtete sie grinsend. Als ich dieses Lächeln von der Seite sah, war mir, als fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Meine Erinnerung, die sich wie der Staub um eine Spirale gedreht hatte, sprang plötzlich zur Mitte vor. Es war das ironische Lächeln auf seinen Lippen und die Schlitzaugen, die jetzt hinter seinen Brillengläsern hervorschauten, und der von Gutgläubigkeit und Argwohn vermischte Gesichtsausdruck. Das konnte kein anderer sein als er. War das etwa nicht der Blick dessen, der den Treiber, der bei der Tigerjagd nicht ums Leben gekommen war, mit den Füßen trat und

ihn wütendster Verachtung strafe? In diesem Augenblick erinnerte ich mich wieder an die Tigerjagd, die Tropenfische und das Manöver mit den Schießübungen. Es wunderte mich, dass ich so lange brauchte, um ihn wiederzuerkennen. Ich freute mich riesig und wollte ihm auf die Schulter klopfen. Doch in dem Augenblick kam die Straßenbahn von Masagocho und hielt. Mit meiner Hand konnte ich seine hohe Schulter nicht erreichen, er merkte das aber gar nicht, überstürzt und am ganzen Körper schlotternd rannte er zur Straßenbahn. Eilends stieg er ein, aus dem Fenster schaute er heraus und winkte mir zu. Dann verschwand sein langer Körper im Innern des Wagens, als ob man ihn zusammengeklappt hätte. Die Bahn fuhr los. Nach über zehn Jahren war ich meinem alten Freund Cho Daikan wieder begegnet. Aber als ich mit ihm sprach, war das für mich nicht Cho Daikan, und im Menschengewühl von Tokyo hatte ich ihn wieder aus den Augen verloren.

Schlussbemerkung

Atsushi Nakajima wurde 1909 in Tokyo in einer Gelehrtenfamilie geboren, unter denen nicht wenige konfuzianische Gelehrten waren. Sein Vater war Lehrer für Japanisch, der kurzfristig an verschiedene Mittelschulen versetzt wurde, deshalb musste Atsushi unter anderem auch in Seoul und Dalian seine Jugend verbringen. In Seoul war er als Grund- und Mittelschüler von 1920 bis 1926, nach Dalian kam er 1927, um seine Eltern zu besuchen. 1926 besuchte er die Erste Oberschule in Tokyo und studierte ab 1930 an der Universität Tokyo Japanische Literatur. Sein Studium schloss er mit der Arbeit „Forschungen zur Ästhetik“ 1933 ab. Bis 1941 arbeitete er in Yokohama als Oberschullehrer für Japanisch und Englisch. Sein chronisches Asthma verschlimmerte sich, dass er sein Lehramt 1941 aufgeben musste. Einerseits aus Gesundheitsgründen, andererseits weil er vom japanischen Südseeamt mit der Herausgabe von japanischen Schullehrbüchern beauftragt worden war, besuchte er die mikronesische Insel Palau, doch sein Gesundheitszustand verschlechterte

Literatur über das „Außenland“ des Großjapanischen Kaiserreiches am Beispiel von Atsushi Nakajima sich eher noch, und acht Monate vor seiner Rückkehr nach Tokyo starb er im jungen Alter von 33 Jahren.

Besonders in den letzten zwei Jahren seines Lebens war er als Schriftsteller am produktivsten, dass er sich überlegte professioneller Schriftsteller zu werden. „Licht, Wind, Traum“, „Der Meister“, „Li Ling“ und der „Meisterschüler“ stammen aus dieser Zeit und wurden bis jetzt seine besten Werke genannt.

Heutzutage werden aber Nakajimas Werke, die im Außenland (Gaichi) spielen, mindestens genauso hoch bewertet, und manche Forscher vergleichen sie mit Kafkas Situation in Prag. Denn nur im „Gaichi“ konnte Nakajima dieselbe Erfahrung von der Begrenztheit der menschlichen Existenz wie Kafka machen.

In seiner „Tigerjagd“ behandelt Nakajima sein Schülerleben in der Kolonialstadt Seoul, wo die Japaner eine Minderheit von etwa 30% bildeten, während in der Keijo- Mittelschule nur 4% Schüler koreanischer Abstammung waren. Nur Kinder aus projapanischen Kreisen hatten die Möglichkeit, im Außenland Karriere zu machen. In der „Tigerjagd“ wird einem koreanischen Schüler durch Prügelstrafe seine ethnische Fremdheit am ganzen Körper eingebleut, während bei der Tigerjagd der Ich- Erzähler erkennt, dass durch die barbarische Wildheit des koreanischen Hochadels jegliche Möglichkeit von „japanisch- koreanischer Vereinigung“ vergeblich sei.

Auch hier in dieser Geschichte werden existenzialistische und metaphysische Fragen aufgeworfen. Nakajima soll selbst den Ausdruck von der „Grundlosigkeit des Daseins“ geprägt haben. Ob er sich zu diesem Zeitpunkt auch schon Gedanken über die Geworfenheit des Seins in die Zeit gemacht haben könnte ?